

Mein Auslandshalbjahr 2009 in Indonesien

von Andreas Tometten



Seit über einem Monat bin ich jetzt wieder in Deutschland. Hinter mir liegt eine Zeit, die ich nicht so schnell wieder vergessen werde, die mich wohl geprägt hat, in der ich viele wertvolle Erfahrungen machen konnte. Inzwischen kommt es mir manchmal so vor, als wäre ich nie weg gewesen, dabei war ich sechseinhalb Monate im Ausland. Irgendwie ist doch alles wieder so normal, doch kann ich das Leben hier jetzt ein wenig mit anderen Augen sehen. Als ich vor ein paar Wochen aus dem Flugzeug stieg, dachte ich, hier im eiskalten Sauerland überlebe ich doch keine zwei Tage, und ich konnte mir kaum mehr vorstellen, wie es ist wieder in der alten, vertrauten Heimat zu leben. Nicht nur die Umstellung von plus 30 auf minus 10°C war nicht einfach zu bewältigen; auch so viele andere Dinge sind ziemlich anders. Viele Austauschschüler sprechen von einem Umgekehrten Kulturschock. Das kann ich bestätigen, wobei Kulturschock eigentlich ein wenig übertrieben ist. Die Menschen sind hier schon anders, allerdings nicht nur im negativen Sinn.

Während die meisten Austauschschüler in Amerika ihr Glück versuchen, habe ich mich für einen Ort entschieden, den sich wohl bisher noch nicht viele als Ziel für einen Austausch ausgesucht haben. Es war die *Hillcrest International School* in Papua/Indonesien, wo ich ein Semester lang ein etwas anderes Leben kennenlernte. Diese Schule wird hauptsächlich von Schülern aus den USA besucht, aber auch

von Schülern aus Neuseeland, Australien, Kanada, Korea, Afrika und einigen anderen Ländern. Außer mir besuchten auch drei weitere Deutsche die Schule. Da auf der Insel Papua sehr viel Missionarsarbeit in den im Urwald liegenden Dörfern betrieben wird, sind die meisten Schüler Kinder von Missionaren oder von christlich engagierten Eltern, die als Piloten, Mechaniker, Dolmetscher, Ärzte etc. für die Mission arbeiten. Das hat zur Folge, dass Religion eine sehr viel größere Bedeutung an der Schule hat als hier bei uns. Auch meine Eltern hatten einige Jahre in einem Dorf im Hochland von Papua gearbeitet. Ich selbst bin in Papua geboren und habe meine ersten vier Lebensjahre dort verbracht. Daher hatte ich auch die Idee, dort ein halbes Jahr zur Schule zu gehen.



Obwohl ich das Land schon kannte, hatte ich noch kaum eine Vorstellung, was auf der englischsprachigen Schule auf mich zukommen würde, als ich Anfang Juli nach einem sehr bewegenden Abschied in Deutschland ins Flugzeug stieg. Nachdem ich nach insgesamt über 20 Flugstunden in der Stadt Sentani ankam, war ich zunächst ein wenig geschockt. Zwar kannte ich die dreckigen Straßen und den lauten Verkehr, da ich schon oft in Papua gewesen war, der Gedanke aber hier länger zu bleiben war ungewohnt. Ja, dies würde meine Heimat für die nächsten 6 Monate sein! Vor mir lag noch ein Monat mit meinen Eltern im Dorf *Apahapsili*, wo mein Vater jeweils einmal im Jahr für einige Wochen arbeitet. Die amerikanischen Piloten, die immer wieder mit ihren Kleinflugzeugen auf der Graspiste direkt vor unserem Haus landeten, haben mir mit ihrem schrecklich amerikanischen Akzent schon ein wenig Angst gemacht. Obwohl ich mir schon ein Jahr zuvor, als ich den Entschluss gefasst hatte ins Ausland zu gehen, immer wieder vorgenommen hatte ordentlich Englisch zu lernen, hatte ich dies doch ziemlich vernachlässigt und mein Wortschatz im Englischen reichte immer noch nicht wirklich über einen nicht allzu guten Alltagswortschatz hinaus. Der Gedanke, dass auch meine Geschwister und so viele andere vor mir begeistert aus dem Ausland zurückgekommen waren und mit dem Englischsprechen eigentlich keine Probleme gehabt hatten, ließ mich jedoch zuversichtlich sein, dass ich trotzdem gut klar kommen würde. Schließlich geht man ins Ausland um eine Sprache zu lernen, nicht weil man sie schon kann.

Anfang August war es dann soweit. Meine Eltern würden in wenigen Tagen zurück nach Deutschland reisen, die Schule für mich begann jedoch erst in zwei Wochen. Der Termin für den Schulbeginn hatte noch nicht festgestanden, als wir die Flüge buchen mussten, so kam es, dass ich zwei Wochen zu früh in der Stadt war und noch keine Unterkunft für die kommenden 12 Tage hatte. Auf unsere zahlreichen E-Mails an in Papua lebende Familien hatte bislang keiner reagiert und da das Ganze privat organisiert war, stand mir auch keine Organisation zur Seite, wie es bei den meisten Austauschschülern der Fall ist. Erst am Tag vor der Abreise meiner Eltern fand sich eine sehr nette amerikanische Familie, die mich für die verbleibende Zeit vor dem Schulstart bei sich aufnehmen konnte.

Mit gemischten Gefühlen begann also mein Austauschjahr. Das Englischreden klappte von Tag zu Tag ein kleines Bisschen besser, wobei die Leute schon auch oft extra langsam für mich sprachen und ich mir auch manchmal ein wenig blöd dabei vorkam. Zum Glück waren aber immer alle sehr verständnisvoll und mit meinem Wörterbuch bewaffnet klappte die Kommunikation eigentlich ganz gut, auch wenn ich schon noch vor fast jedem Satz ein wenig überlegen musste, wie ich mich am besten ausdrücke und welche Grammatikkonstruktionen ich für den dritten If-Clause brauche. Das änderte sich aber schnell und schon bald hatte ich mich auch an den amerikanischen Akzent gut gewöhnt. Auch wenn wir in diesen zwei Wochen vor dem Schulstart nicht viel unternahmen, konnte ich mich beim Anschauen von Filmen und beim Playstationspielen mit meinen Gasteltern wenigstens ganz gut im Englischen üben.

Als dann die Schule begann, musste ich feststellen, dass einige der Jugendlichen und auch der Erwachsenen ungefähr doppelt so schnell sprachen als ich es bisher gewohnt war, aber auch daran galt es sich zu gewöhnen. Anders als in der Regel die Austauschschüler, die nach Amerika gehen, wohnte ich mit zwölf anderen Jugendlichen in einem Internat (die anderen Schüler dieser Schule wohnten bei ihren Familien in der Stadt). Das Internat liegt in unmittelbarer Nähe der Schule, umgeben von schöner tropischer Landschaft. Geleitet wird es von sehr netten Internatseltern, dem Ehepaar Joel und Elaine Heuten. Zu Einheimischen hatten wir wenig Kontakt, da die Schule und das Internat relativ isoliert auf einem Hügel liegen. Die Atmosphäre im Internat war eigentlich immer super und es war nicht weiter schwer, Freunde zu finden. In den ersten Tagen habe ich mich zwar eher an meinen amerikanischen Zimmerkameraden angehängt, der mir mit anderen zusammen die Schule zeigte und alles Wichtige erklärte. In den ersten Tagen hörte ich mehr zu, als selber zu reden, aber das änderte sich ziemlich bald. Alle waren sehr aufgeschlossen und interessierten sich für mich. Nach nur wenigen Tagen in der Schule fiel mir schon auf, dass ich inzwischen kaum mehr Probleme hatte jeden zu verstehen und auch trotz oft mangelnder Vokabelkenntnisse kam ich ohne Probleme klar. Irgendwie kann man sich immer ausdrücken, wenn auch über Umwege und auch die hin und wieder etwas komplizierte Grammatik kommt bald ganz automatisch.

Trotzdem passierten mir auch später hin und wieder noch blöde Fehler beim Sprechen und da mich die Leute nur sehr selten korrigierten, brauchte es oft eine ganze Zeit, bis ich mir manche Fehler abgewöhnte. So bezeichnete ich Gott eine Zeit lang oft als „graceful“. Leider bedeutet das jedoch nicht das gleiche wie „full of grace“ (gnädig), sondern eher „anmutig“ oder „zierlich“. Weil aber meistens trotzdem verstanden wurde, was ich meinte, wurde ich erst sehr spät darauf aufmerksam gemacht, dass Gott zwar gnädig ist, aber dass „anmutig“ mit Sicherheit das falsche Wort sei. Ein anderes Mal verwechselte ich die Wörter „funeral“ (Beerdigung) und „furniture“ (Möbel) und erst als alle mich sehr komisch anschauten, wurde mir bewusst, dass ja zwischen christlichen Möbeln und unchristlichen Möbeln kein großer Unterschied besteht. Eigentlich wollte ich über Unterschiede zwischen Beerdigungen reden! Daraufhin lachten wir nur alle und seitdem kannte ich den Unterschied der beiden Vokabeln.



Schon sehr bald war der Alltag eingekehrt. Jeden Tag um halb acht begann die Schule, die nur etwa drei Minuten zu Fuß vom Internat entfernt ist. Vorbei am Kindergarten und der Grundschule ging ich jeden Tag die Straße hinauf zum Highschoolgebäude, das U-förmig einen kleinen Schulhof abgrenzt, der voll tropischer Pflanzen und mit zwei kleinen Hüttchen mit Sitzgelegenheiten ein sehr schönes Bild bietet. Die Schule ist nur sehr klein, zusammen mit dem Kindergarten sind es etwa nur 160 Schüler, davon 70 Highschooler (9.-12. Klasse). Dementsprechend klein sind auch die Klassen, deren Umfang selten über 15 Schüler hinausgeht. In Indonesisch waren wir sogar nur zu zweit, weil es nicht viele Anfänger in diesem Fach gab. Die Atmosphäre in den Klassen ist dadurch sehr schön, man kann sich selber besser einbringen und auch ohne weiteres viele Nachfragen stellen, wenn man einmal etwas nicht verstanden hat. In der Wahl meiner Fächer war ich sehr frei, sodass ich mich ganz nach meinen Wünschen richten konnte. Acht Stunden haben die Schüler der *Hillcrest Interational School* normalerweise jeden Tag, wobei in der Regel eine Stunde „Study hall“ (Freistunde) ist. Ich hatte sogar zwei Freistunden jeden Tag. Der Unterricht war im Allgemeinen ziemlich locker. Die Tests und Arbeiten bestanden meistens zu etwa 90% aus Multiple-Choice-Aufgaben und wenn es um Texteschreiben ging, wurden Fehler oft nicht angestrichen, nicht einmal im Fach Englisch; nur der Inhalt zählte. Es war also gegen meine Erwartungen nicht gerade schwer gute Noten zu bekommen. Eine Ausnahme haben allerdings Mathe und Religion gebildet. Ich konnte zwischen verschiedenen schweren Mathekursen wählen und habe mich für einen relativ schweren entschieden. Wir waren nur fünf Leute und wurden täglich mit Hausaufgaben überhäuft, was jedoch den Vorteil hat, dass ich jetzt hier in Deutschland einen kleinen Vorsprung in Mathematik habe.



Wie bereits erwähnt ist die Schule sehr christlich und damit meine ich nicht, dass wie bei uns in Deutschland hin und wieder ein Schulgottesdienst stattfindet. Nein, jeden Freitag ist Schulgottesdienst und auch jeden Sonntag müssen alle Schüler des Internats in die Kirche, wobei es sich um einen mindestens eineinhalbstündigen Gottesdienst handelt, inklusive etwa 45 Minuten Predigt. Selbstverständlich wurde von unserem Religionslehrer erwartet, dass wir dabei auch mitschreiben. Der Gottesdienst unterscheidet sich deutlich von unseren deutschen Gottesdiensten. Die Besucher werden stärker einbezogen, so besteht die erste halbe Stunde zum Beispiel normalerweise daraus, dass Gottesdienstbesucher erzählen, wo in ihrem Leben sie Gott erfahren haben. Anschließend wird dafür gebetet und gedankt. Jeder Schultag beginnt mit einem Gebet, aber es wird auch in vielen anderen Unterrichtsstunden gebetet. Auch abends im Internat wird in der Bibel gelesen und gebetet. Im Fach Religion sind die Ansprüche auch weit höher als hier bei uns. Jede Woche galt es einige Kapitel in einem theologischen Buch zu lesen und dazu einen zwei- bis dreiseitigen Fragebogen zu beantworten, der aus zwar nur kurzen, aber oft auch sehr privaten Fragen bestand. Anfangs brauchte ich für dieses Projekt jeweils etwa vier Stunden jede Woche, weil ich beim Lesen immer so viele Wörter nachschlagen musste. Nach einigen Wochen jedoch übte sich das Vokabeln-aus-dem-Kontext-Raten ganz gut und ich schaffte die Aufgaben schon in etwa zwei Stunden. Der Arbeit allerdings noch nicht genug: Zusätzlich mussten wir für dasselbe Schulfach jede Woche einen Bibelvers auswendig lernen und jeden Freitag sollten wir ein „Journal“ schreiben und abgeben: eine Seite über unsere Gedanken zu Schulthemen oder anderes, über unsere Probleme und über unsere Beziehung zu Gott. Das wurde eingesammelt und ein paar Tage später wieder mit einem schriftlichen Kommentar des Lehrers zurückgegeben. Sehr interessant ist auch, dass gelehrt wird, dass die Evolution widerlegt sei! Ja, Gott habe die Welt in buchstäblich sechs Tagen geschaffen wie es der Schöpfungsbericht erzählt. Christen dürften nicht an Evolution glauben. Leider hatte ich nicht viel Unterstützung, als ich versuchte im Unterricht meine Meinung zu verteidigen und nachdem ich auch ein paar Zweifel am christlichen Glauben in meinem Journal zu Papier brachte, lud mich der Lehrer gleich zu einem persönlichen Gespräch ein. Das mag vielleicht alles sehr extrem klingen, aber so schlimm war es nicht. Im Gegenteil, es war sehr interessant, andere Meinungen zu hören und zu diskutieren, zu sehen, dass andere Menschen anders denken und auch Gründe dafür haben.



Auch neben dem Verständnis von Religion fielen mir bald ein paar kleine Unterschiede in der Kultur auf. So waren die meisten Leute meiner Meinung nach oft übertrieben freundlich, was schon ein wenig nervte. Beim Volleyballspielen zum Beispiel hört man nach jeder noch so schlechten Angabe: „Nice try!“ Anfangs dachte ich, das wäre ironisch gemeint, weil „netter Versuch“ im Deutschen selten nett gemeint ist, bis ich verstand, dass sie es tatsächlich ernst meinten. Auch nach unserem schlechtesten

Volleyballspiel hörte ich von einem Freund: „But I saw many improvements!“ Irgendwie fühlte ich mich manchmal nicht ganz ernst genommen, obwohl sie es sicherlich nur nett meinten!

Die Zeit verflog leider viel zu schnell. Es war eine wunderbare Zeit im Internat. An den Nachmittagen, wenn ich nicht gerade zu viele Hausaufgaben zu erledigen hatte, spielte ich viel Klavier, meist zusammen mit meinem Internatsvater, der sehr gut Geige spielt. Viel Zeit verging beim nachmittäglichen Sport, der dreimal die Woche stattfand. Das freiwillige Volleyball- und Fußballtraining war in der tropischen Hitze sehr anstrengend, machte jedoch großen Spaß. An den Wochenenden machten wir oft Ausflüge zum Strand oder Pool oder einem nahegelegenen Wasserfall im Urwald.



Viel zu schnell war das Semester dann vorbei und der Abschied stand bevor. Es war nicht leicht Abschied zu nehmen, besonders weil ich noch ein paar Wochen nach dem Abschied in den Ferien bei einer deutschen Familie in der Nähe der Schule wohnte und deshalb oft zurück auf das Schulgelände kam wie zum Beispiel an Weihnachten und Silvester und dann oft Freunde wieder sah, von denen ich gedacht hatte sie nie wieder zu sehen. Das machte es nicht einfach, da ich mich eigentlich mit dem Abschied abgefunden hatte und schon mit halbem Fuß bzw. den Gedanken wieder in Deutschland war.



Jetzt bin ich seit einiger Zeit wieder in Deutschland und habe mich wieder gut eingelebt. Interessant war anfangs auch die Sprachumstellung zurück ins Deutsche, schließlich habe ich einige Monate lang fast ausschließlich Englisch geredet. Einmal habe ich noch in Indonesien mit einer deutschen Familie Englisch geredet, obwohl kein Amerikaner anwesend war und habe erst nach einigen Sätzen gemerkt, dass ich ja eigentlich auch Deutsch sprechen könnte und auch auf der Rückfahrt vom Flughafen in Deutschland habe ich auch noch Englisch gedacht, was sich darin äußerte, dass ich „meine Zeit rannte aus“ sagte (vom Englischen „My time was running out“) anstatt einfach: „Ich hatte kaum mehr Zeit“. Denken auf Englisch war lange Zeit normal und dementsprechend fielen mir auch noch ein paar Wochen nach meiner Rückkehr nach Deutschland manche englische Wörter schneller ein als deutsche.



Nach allem kann ich jetzt sagen, dass es sich auf jeden Fall sehr gelohnt hat. Ich finde es sehr gut, dass diese Möglichkeit ins Ausland zu gehen für uns Schüler besteht, da wir dadurch Erfahrungen machen können, die uns mit Sicherheit sehr prägen - auch wenn eine solche Aktion nicht sehr billig ist und man auch nicht genau weiß, was auf einen zukommt. Der Gewinn eines Auslandsjahres geht mit Sicherheit weit über die Verbesserung von Sprachkenntnissen hinaus und ich kann Schüler nur ermuntern, auch das Abenteuer zu wagen und ein halbes oder auch ein ganzes Jahr ins Ausland zu gehen. Ich vermisse die Zeit in Indonesien. Noch immer habe ich Kontakt zu einigen Freunden dort und hoffe sie vielleicht doch noch einmal wiederzusehen.

Schulisch habe ich hier in Deutschland nicht sehr viel verpasst. Vieles in der Elf Gelernte ist entweder Wiederholung oder wird ohnehin in der Zwölf noch einmal behandelt. Das wird sich leider aufgrund von G8 ändern. Trotzdem kann ich noch empfehlen, ein ganzes Jahr ins Ausland zu gehen und notfalls auch das Jahr in Deutschland zu wiederholen. Es lohnt sich!

